

EXIT GHOST

Fortsetzung des Massakers

Danièle Weber

Unverblümt, verzweifelt, aufbrausend und resigniert: Philip Roths neuer Roman liefert noch einmal einen unbedingten lesenswerten Einblick in die Leiden des Alters.

„Das Alter ist keine Schlacht; das Alter ist ein Massaker“, schrieb Philip Roth in seinem vorletzten Roman „Jedermann“. Eine Erkenntnis, die der 75-jährige amerikanische Autor in „Exit Ghost“ gnadenlos weiter entwickelt. Dazu gehört, dass man auch in diesem Buch über altersrelevante Themen wie Impotenz und Inkontinenz vielleicht ein wenig mehr erfährt, als man wissen möchte. Doch in der unverblümt dargestellten schmerzhaften Realität offenbart Roth einmal mehr sein großes erzählerisches Können.

„Die bittere Hilflosigkeit eines alten Mannes, der nichts so sehr ersehnte, als wieder vollständig zu sein.“

Ort des Massakers ist diesmal der fiktive jüdische Schriftsteller Nathan Zuckermann, eine tragende Figur in Philip Roths Gesamtwerk, der nunmehr zum neunten Mal in einer seiner Geschichten auftaucht. 71-jährig findet sich Zuckermann im Empfangsbereich der urologischen Abteilung des Mount Sinai Hospitals in New Yorks Upper East Side wieder - nur ein paar Blocks von der Gegend entfernt, wo er einst „als tatkräftiger gesunder jüngerer Mann“ gelebt hatte. Ihm bevorsteht die Injektion von Kollagen in gelatiner Form am Blasenmund durch einen Katheder, der in die Harnröhre eingeführt wird. Nach seiner Prostata-Operation vor mehr als zehn Jahren ist Zuckermann nicht nur impotent, sondern auch inkontinent. Seitdem lebt er zurückgezogen in einem kleinen Haus an einem Feldweg in der hintersten Provinz. Wenn er dort

nackt in seinem Teich schwimmt und eine blasse, schlierige Urinwolke hinter sich herzieht, die das Wasser wahrnehmbar verfärbt, kann er gelassen bleiben. Im Gegensatz zum Besuch in öffentlichen Schwimmbädern: Denn, die Plastikunterhosen mit starken Gummizügen, die man unter der Badehose tragen kann, halten in Wirklichkeit nicht, was die Werbung verspricht.

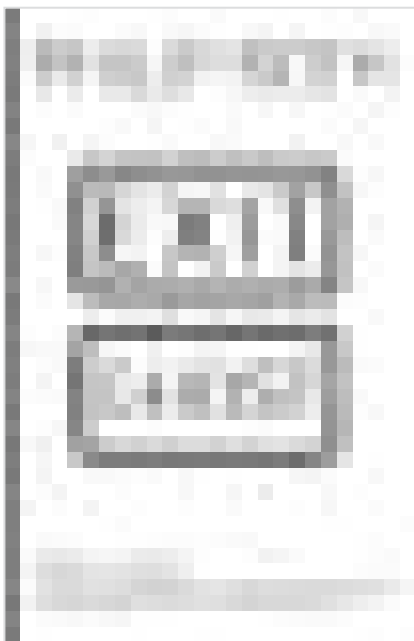
Dasselbe gilt für die OP in New York, wie sich schon bald herausstellen wird. Doch trotz Zuckermanns fortschreitenden körperlichen Verfalls ist Exit Ghost keineswegs eine nur trostlose Agonie-Erzählung.

Roth lässt uns die Höhen und Tiefen des letzten Aufbaus seines Romanhelden hautnah miterleben. Zunächst einmal scheint die Stadtluft dem langjährigen Einzelgänger un

verhofft neue Abenteuerlust einzuhauchen. Sein Blick fällt auf eine Zeitungsannonce, in der ein Schriftstellerehepaar anbietet, die eigene 3-Zimmer-Wohnung in der Upper West Side gegen ein ruhiges Haus in ländlicher Umgebung zu tauschen. Zuckermann beschließt spontan, sich bei den beiden Stadtlüchtlern zu melden.

So lernt er Billy und vor allem die schlanke, vollbusige Jamie „mit starker sinnlicher Ausstrahlung“ kennen, in die sich Zuckermann nahezu auf der Stelle verguckt. Auch mit 71 wirkt der Frauengeschmack des einstigen Lebemanns, der sich nach der Diagnose seiner Impotenz fernab von weiblichen Reizen ausschließlich sei-

ner Arbeit gewidmet hatte, recht klischeehaft. Nun meldet sich nach über zehn Jahren das Verlangen in sein Leben zurück. Eine schmerzhaft Erfahrung: Eine Stunde in Gesellschaft einer „schönen, privilegierten, intelligenten ... verführerisch verletzlichen Dreißigjährigen“ reicht aus, um die „bittere Hilflosigkeit eines der Lächerlichkeit preisgegebenen alten Mannes“ zu empfinden, der „nichts so sehr ersehnte, als wieder vollständig zu sein“.



Was er sich in Wirklichkeit nicht mehr traut, dichtet sich der Autor Zuckermann in fiktiven Dialogen, die er auf Hotelbriefpapier festhält, zurecht. Sind diese „Er und Sie“-Szenen anfangs vielleicht etwas zu lang geraten, bergen sie doch spannende, ungeahnte Entwicklungen. Am Schluss vermag auch sein schriftstellerisches Können das Unmögliche nicht mehr zu erfinden.

Spannend in Exit Ghost sind vor allem auch die Fragen, denen sich Zuckermann am Ende seiner Karriere in Bezug auf seinen Berufsstand ausgesetzt sieht. In New York trifft er zufällig Amy Bellette, die er einst anbetete und die später die Geliebte des von ihm verehrten Schriftstellers E. I. Lonoff wurde. Über ihn will der junge Journalist Richard Kliman eine Biografie schreiben. Und über Lonoffs Privatleben hat dieser ehrgeizige und engagierte Schreiberling Schlimmes in Erfahrung gebracht. Während Kliman der Wahrheit auf der Spur ist, will Zuckermann den zu erwartenden Enthüllungsroman mit allen Mitteln verhindern. Schreiben und Wirklichkeit müssen getrennt bleiben, so sein

Fazit. Das Privatleben eines Schriftstellers hat nichts mit seinem Werk zu tun und soll sein Geheimnis bleiben.

Amy Bellette brachte diese Überzeugung in einem Leserbrief an die Times zu Papier. Hätte sie so viel Macht wie Stalin, so Bellette, würde sie nicht Schriftsteller zum Schweigen bringen, sondern jene, die über sie schreiben. Leser sollten mit ihren Büchern alleine sein, damit sie ohne fremde Hilfe einen Sinn darin finden.

In der Auseinandersetzung mit Kliman tobt auch ein Generationenkrieg. Zuckermann bringt die Kraft nicht auf, diesem jungen Mann, „der glaubt, sein Herz, seine Knie, sein Schädel, seine Prostata, sein Blasen-schließmuskel, sein alles seien unzerstörbar“, Paroli zu bieten. Statt es mit ihm aufzunehmen, kapituliert er. In die Diskussion mit den beiden ferverbrennten Bush-Gegnern Jamie und Billy am Wahlabend fließt ebenfalls wenig konstruktive Lebensweisheit ein. Mit den „vom Horror der Politik ausgelösten theatralischen Emotionen“ sei er wohl vertraut, seine Dienstzeit „als aufgebrachter Liberaler und empörter Bürger“ habe er jedoch abgeleitet, sagt Zuckermann den nach der Bush-Wiederwahl am Boden Zerstorbenen. „Sie haben mehr Erfahrung als ich. Was würde etwas verändern?“, fragt der tatenhungrige Kliman den älteren Mann um Rat. „Die senile Antwort lautet: ‚Vergessen Sie’s‘“, so Zuckermanns resignierte Replik. Auch wenn es schwer fällt - am Ende bleibt einem fast nichts anderes übrig, als ihm das zu glauben.

Philip Roth - Exit Ghost,
Hanser Verlag, 304 Seiten.

LITERATUR

MODERNE KLASSIKER

Das ganze Elend

Thorsten Fuchshuber

Wieso nicht einmal einen Klassiker verschenken? William Faulkners „Licht im August“ ist in neuer Übersetzung erschienen.

Das Licht, das im August den Mississippi bescheint, soll eine ganz besondere Wirkung haben. Nicht etwa, dass es melancholisch macht, vielmehr haben die Betrachter den Eindruck, als bestrahe es das Gegenwärtige tatsächlich aus der Vergangenheit. Kein Wunder also, dass William Faulkner dieses „Licht im August“ als metaphorischen Titel für eines seiner Bücher gewählt hat. Ist er es doch gerade, der das Drama menschlichen Zusammenlebens nicht nur aus der Perspektive der Gegenwart beschreibt und analysiert. Wie sich das Augustlicht im Mississippi reflektiert und die Umgebung in eine ungewohnte Atmosphäre versetzt, stellt sich auch die Gesellschaft, die Faulkner beobachtet, im Spiegel ihrer Entwicklung anders dar. Vieles von dem, was überwunden schien, erweist sich plötzlich als ungeheuer wirkungsmächtig. Nicht nur im sozialen Zusammenleben, sondern auch in den einzelnen Charakteren, denen nicht allein ihre eigene Vergangenheit als Ballast anhängt, sondern die gesamte Zivilisationsgeschichte narbenförmig eingeschrieben ist.

„Vielleicht ist Faulkner nicht mit Sigmund Freud vertraut gewesen - seine Charaktere waren es dagegen ganz bestimmt.“

Sigmund Freuds psychoanalytische Erkenntnisse fließen also meisterlich in Faulkners Erzählungen über die Gesellschaft der Südstaaten der USA ein. Eine Gesellschaft, die wiederum nur exemplarisch für das Verhängnis steht, in das die menschliche Gattung sich selbst gezwungen hat. Der 1897 geborene Romanautor aber

bestritt zeitlebens, je auch nur eine Zeile aus dem Werk des Psychoanalytikers gelesen zu haben. Und das, obwohl nach eigenem Bekunden während Faulkners Zeit in New Orleans „jeder über Freud geredet hat“. Der amerikanische Literaturwissenschaftler John T. Irwin kommentierte augenzwinkernd, dass womöglich Faulkner „nicht mit Freud vertraut gewesen sein mag, seine Charaktere waren es dagegen ganz bestimmt“.

Nicht allein wegen der von LiteraturwissenschaftlerInnen wie Doreen Fowler neu inspirierten psychoanalytischen Lesart bleibt die Lektüre von William Faulkners Werken attraktiv. Der Rowohlt Verlag hat nun „Licht im August“, für viele das Opus Magnum des Autors, in neuer Übersetzung ins Deutsche publiziert. Von „Weibern“ ist daher nicht mehr die Rede, wohl aber von „Negern“. Erscheint die eine Formulierung nicht mehr zeitgemäß, ist die andere anscheinend der „Authentizität“ geschuldet. Insgesamt ist diese Übersetzung sicher lesbarer als die bislang einzige, die aus dem Jahr 1935 stammt. Damals wurde die US-amerikanische Kritik an der nationalsozialistischen Judenpolitik in den deutschen Zeitungen als „Gräuelpopanda“ bezeichnet und mit dem hässlichen Verweis auf den Rassismus in den USA quittiert. Deshalb ist die Veröffentlichung des Buches zum damaligen Zeitpunkt aus deutscher Sicht auch nicht „erstaunlich“, wie Kritiker jüngst wieder unverständig betonen, sondern konsequent.

Der Roman führt die Lebenswege dreier Menschen zusammen: Die

schwängere Lena durchstreift auf der Suche nach ihrem getürmten Verlobten die Südstaaten der USA, bevor sie schließlich in Jefferson landet. Dort verdingt sich auch der Mitdreißiger Joe Christmas, ein Außenseiter und ehemaliges Waisenkind. Christmas plagt sich zeitlebens mit dem Gedanken, dass er womöglich schwarze Vorfahren hat, obwohl er von niemand für einen Schwarzen Amerikaner gehalten wird. So entwickelt er einerseits ein feines Gespür für rassistische

Ressentiments, andererseits dient ihm seine ungeklärte Herkunft auch, um vor sich selbst zu flüchten und zwischen dem Hass auf sich selbst und auf seine Umwelt zu changieren. Schließlich gibt es noch den Handlungsstrang um den Reverend Gail Hightower. Weil seine Frau ihn jahrelang betrogen und am Ende auch noch Selbstmord begangen hat, verliert der Geistliche seine Kirchengemeinde

und wird zum Paria der Stadt.

Faulkner erzählt von der Unfähigkeit der Gesellschaft, Abweichung von der Norm zu dulden, weil alle viel zu viel Gewalt gegen sich selbst richten mussten, um sich in diese Normen, in ihren freudlosen Alltag einzufügen. Doch die Gewalt, mit der man sich selbst unterjocht, so weiß Faulkner, sie wartet nur darauf, nach außen gelenkt zu werden. Er berichtet von der Verfolgungswut und von der Herzlosigkeit, mit der die Abweichler physisch und psychisch zugrunde gerichtet werden. Bis ihnen schließlich, wenn sie am Boden liegen, eine helfende Hand gereicht werden kann, um so noch den sekundären Gewinn

einzustreichen, wie menschlich und hilfsbereit man doch sei.

Die drei Protagonisten sind die Projektionsfläche, an der die Gesellschaft ihren Wahn entladen kann. Jeder der drei Figuren kommt dabei eine andere Rolle zu. Welch tiefe Einblicke Faulkner in die Psychopathologie der Menschen nehmen konnte, wird drastisch deutlich, als Joe Christmas, mittlerweile - nur aufgrund seines eigenen Bekenntnisses - bereitwillig als Schwarzer identifiziert, von einem Lynchmob zur Strecke gebracht wird. Als er, von mehreren Kugeln getroffen, bereits wehrlos am Boden liegt, tritt sein Mörder auf ihn zu und schneidet ihm mit dem Schlachtermesser den Penis ab: „Jetzt wirst du die weißen Frauen in Ruhe lassen, auch in der Hölle.“ Faulkner führt damit die irre Allmachtsfantasie der vermeintlich oder tatsächlich Ohnmächtigen vor, die sich in der pathetischen Projektion nach außen kehrt und schließlich im rassistischen Verfolgungswahn entlädt. Die Zensurbehörde der Nationalsozialisten (der Politiker für den - noch heute eine verräterische Rede - „kleinen Mann“) konnte wohl gar nicht umhin, die beschriebene Szene affirmativ, anstatt kritisch zu verstehen.

Die gesellschaftlichen und psychischen Mechanismen jedenfalls, die Faulkner beschreibt, sind heute leider aktueller denn je. Auch etwa die Folgen der Industrialisierung für Mensch und Umwelt sind bei ihm, ähnlich wie bei Upton Sinclair, schon detailliert dokumentiert. Man wird sich bei William Faulkner also wohl einig bleiben, dass er zu den „great american novelists“ zählt.

William Faulkner - Licht im August.
Rowohlt Verlag, 480 Seiten.

